

Von einer Federboa, einem Piano und einem Skandal

Von Andrea Günther

Sie reiste stets mit unmodernem runden Hütchen und spitzem Mündchen. Frieda Camenzind, auch bekannt als „die Schwarze Taste“, wäre Operndiva gewesen, wenn sie Opern gesungen hätte. Doch ihre Stimme war eher hoch und piepsig. Eine Karriere als Sängerin blieb ihr demnach verschlossen, aber sie spielte Piano. Und wie. Wenn sie am Flügel sass, auf eine unnachahmliche Weise anschlug, sanft und doch bestimmt, wenn die ersten Noten erklangen, lauschte das Publikum gebannt, man schloss die Augen, vergass alles um sich herum, das Morgen und das Gestern, man wurde ganz Ohr, ein einziges, riesiges Ohr.

Moskau, Berlin, New York – überall bettelte man, ja flehte man um einen Auftritt. Frieda Camenzind galt als Wunderkind, das sich das Klavierspielen grösstenteils selbst beigebracht hatte. Sie stammte aus armen Verhältnissen, ein Klavier war im Viertel unbekannt, doch ihre Mutter hatte eine ausgesprochene Begabung dafür, die Realitäten zu ignorieren. Und so hatte sie doch tatsächlich irgendwie irgendwo ein altes Klavier aufgetrieben. Daher lernte Frieda spielen. Es folgten ein Begabtenstipendium, das Amerikanische Konservatorium in Fontainebleau, Unterricht bei Professor Robert Levin, Welttourneen, Moskau, Berlin, New York. Es drohten Pfaffenhofen, Georgensgmünd und Landsberg am Lech, doch Frieda besass das Talent ihrer Mutter, die Realitäten zu ignorieren und hartnäckig noch keine Homepage als „Alleinunterhalterin, Barpianistin, spielt auf Hochzeiten und zu Geburtstagen, Jazz, Boogie, Pop, auf Wunsch auch „Marina“. Noch war sie die Grande Dame des Pianos, die Virtuosin mit der Federboa, ein weiblicher Franz Liszt, weltberühmte Solistin, die sich die Orte ihrer Tournee aussuchen konnte. Aus Aberglaube spielte sie nie in Orten, die mit „F“ begannen, seit sie einmal in Frankfurt an der Oder mitten im Musikstück vergessen hatte, wie es weiterging. Es handelte sich um ein besonders mäanderndes Musikstück voller endloser leicht variierten Wiederholungen und sie verpasste jeweils die Abzweigung aus den Wiederholungen heraus. Der Abend wurde ziemlich lang und das Publikum nun doch etwas unruhig, denn selbst wenn man im Rausch ist, fällt einem doch irgendwann auf, dass man in einer Zeitschleife gefangen ist. Und wer will das schon.

Glücklicherweise war Bercholt kein Ort mit F. Andererseits war Bercholt ein kleines norddeutsches Seestädtchen, in das in den letzten 50 Jahren kein angesehener Pianist den Fuss gesetzt hatte. Kaum als Tourist und ganz sicher nicht, um ein Konzert zu geben. Der Bürgermeister von Bercholt, ein Kulturbanause und Möchtegerngross, der um seine Wiederwahl fürchtete, sah es als unabdinglich, dass ein grosser Pianist, notfalls auch eine grosse Pianistin im Ort auftrat und er sich diesen Verdienst an die stolzgeschwellte Brust heften können würde. Also unternahm, Heinz Möller, so hiess er, alles, um einen Solisten von Rang, notfalls auch eine Solistin, für ein Konzert zu gewinnen.

Es ist nicht kolportiert, wie ihm dies gelang. Vermutlich fanden Wagenladungen voller Bercholter Pflastersteine, der einzigen Leckerei, die der Ort je hervorgebracht hatte, ihren Weg zu Frieda Camenzind. Es steht weiter zu vermuten, dass Frieda von den kalorienträchtigen Naschwerk völlig unbeeindruckt blieb, und dass Bercholt einfach auf

ihrer Route zwischen Stockholm und München lag und auch noch ein Tag ihres Tourneepflichts frei war. Denn Geld verdienen musste sie und um jeden Preis eine Homepage vermeiden, die warb für eine „Alleinunterhalterin mit klassischer Ausbildung, die gerne auf Ihrer Hochzeit spielt“. Also, warum nicht eher noch Bercholt? Frieda reiste also an, stieg im Hotel „Goldener Anker“, dem besten im Ort ab, nicht ohne die Nase über die 20-Watt-Birne in der Leselampe zu rümpfen und übte das bevorstehende Konzert. Denn das Üben nahm sie ernst, nicht von ungefähr war sie eine Pianistin von Weltrang geworden. Geübt werden musste. Täglich. Notfalls auch auf der Bettdecke, deren Muster vage an die Tasten eine Klaviatur erinnerte.

Tags darauf betrat sie samt rosa Federboa, ihrem Markenzeichen, den Konzertsaal. Das heisst, sie hätte gewünscht und hatte angenommen, dass Bercholt über einen solchen verfüge, in Tat und Wahrheit musste Frieda ihr Möglichstes tun, um die Augen vor der Tatsache zu verschliessen, dass sie ins Gemeindehaus bestellt worden war. Glücklicherweise – wir erwähnten es schon – war Frieda mit der gnädigen Gabe ihrer Mutter gesegnet, die Realitäten zu ignorieren. Meistens jedenfalls. Doch darauf kommen wir noch.

In den Gemeindesaal hatte man einen gigantischen, alten Flügel geschoben, den man am Morgen noch, aus irgend einem Laden für Antikes entliehen hatte. Man hatte ihn selbstverständlich auch stimmen lassen, von Herrn Manfred Joop, früher einmal Klavierstimmer von Bercholt, aber schon lange ohne Aufträge, und daher bereits seit Jahren Hundetrainer. Hunde gab es viele in dem norddeutschen Städtchen am Meer. Der altersschwache Flügel war also bereit.

Frieda hob mit jener theatralischen Geste die Hände, welche Konzertbesucher als ihr Markenzeichen kannten – die New York Times hatte sie einmal als „die Lady mit dem goldenen Anschlag“ bezeichnet – Frieda hob also die zarten, stets gepflegten Hände – man munkelt, dass sie die Hände, ebenso wie jeden einzelnen Finger bei Sotheby's in London für ein Vermögen versichert hatte – also, wie schon erwähnt, unsere Grande Dame des Pianos hob die Hände..., um sie sogleich wieder sinken zu lassen. „Unmöglich. Ganz unmöglich!“ rief sie zum Entzücken der dicht gedrängt sitzenden Konzertbesucher, die man dicht an dicht in den Gemeindesaal gepfercht hatte. Ein Raunen ging durch die Reihen. Man hoffte auf einen grösseren Skandal, denn der übertrifft bekanntlich jeden Kunstgenuss. Und gibt auch länger zu reden. Und man bekam ihn. Frieda Camenzind zog die Arme hoch, als müsste sie ihre empfindlichen Künstlerinnenhände vor einer Termitenplage auf den Tasten schützen. Die Konzertgänger in den ersten Reihen beugten sich vor und jene weiter hinten standen auf, um besser sehen zu können. Doch auf der Klaviatur war nichts Aussergewöhnliches zu entdecken. Auch mit dem Opernglas nicht, das Herr Gromig, Drogist von Bercholt, mitgebracht hatte. Der Veranstalter und Bürgermeister von Bercholt, Heinz Möller, der selbstredend in der ersten Reihe sass, auf dem VIP-Platz, wisperte mit jenem Flüstern, das auch am anderen Ende eines grossen Raumes noch gut zu hören ist: „Was ist los?“ Frau Camenzind schauderte. Ihr Gesicht verzog sich zu einem Ausdruck höchsten Abscheus und ihre kleine Stimme fuhr in einem nie gehörten Crescendo durch den Saal.

„Das geht nicht. So kann ich nicht arbeiten! Das habe ich noch nie...werde ich auch nie! Dieses Klavier ...!“ Dann murmelte sie noch etwas, das nur noch an die Ohren jener aus der ersten Reihe gelangte – Herr Möller hörte es sicher – ehe ihr vor lauter Entsetzen

offenbar die Stimme versagte. Sie sprang auf, wobei ihre rosa Federboa zu Boden glitt, und rannte aus dem Saal. Die grosse Saaltür fiel hinter ihr laut krachend ins Schloss. Tumult im Raum; die Zuhörer sprangen auf, man redete durcheinander. Sollte man ihr nachgehen? Mit ihr sprechen? Sie besänftigen? Vielleicht ein Blumenstrauss, ein Gläschen Prosecco, ein freundliches Wort? Doch was alle zunächst beschäftigte, war nur eines: „Was hat sie gesagt?“

Und wie ein Lauffeuer verbreitete sich aus Reihe Eins die Antwort: „Sie sagte, sie könne nicht spielen. Dieses Klavier sei eine Frau. Und sie habe bisher stets nur auf männlichen Instrumenten gespielt.“